

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 28.

Grand Island, Nebr., 25. Oktober 1907. (Zweiter Theil.)

Nummer 9.

## Wechsel.

Weisse theilet Weh und Wonne  
Wechselvoll der Himmel aus;  
Bald lacht überall die Sonne,  
Bald schleicht Dunkelheit ums Haus.

Fröhlich mag das Herz genießen  
Al das, was es selig macht —  
Dass aus Luft nicht Dornen sprießen,  
Liegt, o Mensch, in deiner Macht!

Graue Nebelarme schweben  
Gierig in den Lüften hin  
Und mit Trauerflor umweben  
Sie die Tageskönigin!

Ach, es klage nicht verdrossen,  
Wem da ward ein Leid gesandt! —  
Dass aus Leiden Blumen sprossen,  
Liegt, o Mensch, in deiner Hand!

## Mutter.

Stizze von M. G. U n d e r.

Sie führen der Heimath zu.  
Seiner Heimath und auch der ih-  
ren, seit sie Hans Rudigs Weib ge-  
worden.

Ein heller, klarer Sommertag  
grüßte sie an den Pforten dieser Hei-  
math. Goldener Sonnenstaub lag in  
der Luft, und im Lichtgeflecht stand  
der Ginster schwer von Blüten.

So sah Anne Rudig das Land in  
goldnem Kleid vor sich, in dem sie  
fröhlich leben sollte.

Anne Rudig, so hell ist's nicht im-  
mer! Sieh um Dich, wie feinig der  
Boden ist, und wie mager die Frucht,  
die er trägt. Man muß sich mühen,  
was man an Geduld, an Freude und  
Kraft hat, das muß man geben, um  
ernten zu können. Der Gesäthe an  
deiner Seite erntet gut — er hat  
fleißige Hände. Du mußt Dich  
kümmern, um Schritt mit ihm  
zu halten!

Und sie wollte Seite an Seite mit  
ihm gehen — ihre ganze Seele war  
erfüllt von diesem Willen. So trat  
sie Hans Rudigs Söhne entgegen.  
Der kleinste stand an der Pforte  
ihres fünfjährigen Heims, im Son-  
tagskleide, den Willkommtrauf  
in den Händen. Halb zerpfuscht wa-  
ren die Blumen von seinen spielenden  
Fingern.

Anne Rudig aber freute sich doch  
darüber. Lieblos strich sie über  
die kleine, derbe Hand.

„Bist Du das Peterle?“ fragte sie.  
„Ja.“

Und dann ein schüchternes, halb  
unterdrücktes Lachen. Verlegen  
schielte der Kleine zu der Garten-  
mauer hinüber. Dort wurde ein  
Nischen laut, zwei Flachsöpfe tauch-  
ten auf und verschwanden eilig hin-  
ter den Bohnenstangen. Hans Ru-  
dig war aber ärgerlich.

„Nanu, wird's bald, ihr Großen!“  
rief er. „Wollt ihr gleich kommen und  
die Mutter begrüßen!“

Im Wechselbaum gab ein verdäch-  
tiges Blätterrauschen Antwort.

Da nahm Hans Rudig sein junges  
Weib und führte es über die Schwelle  
seines Heims.

Anne Rudig war noch so jung.  
Lachend nahm sie ihr kleines Reich in  
Besitz. Sie freute sich, daß der Epheu  
in der Diele ein so lustiges Regiment  
führte. Von seinem grünen Geranke  
waren die Wände und Pfeiler ganz  
eingesponnen — wie ein Netz zog es  
sich über die weiße Lände der Decke.  
Das sah traut und wohlthunlich aus.

„Du kannst es ja richten, wie es  
Dir paßt“, sagte ihr Mann; „die  
Truben und Kästen kannst Du weg-  
nehmen, wenn sie Dir nicht gefallen.“

Sie aber lachte: „Nein, das ist ja  
gerade das Schöne!“

Roths Rosen und flammende Her-  
zen waren auf die Gerüste gemalt —  
seltsame, wunderliche Figuren auf  
jauchenden Feldern.

In der Mitte der Diele stand ein  
großer, rothgezierter Tisch. Für-  
ergende Hände hatten einen Strauß  
Nellen daraufgeschickt. Tief aufath-  
mend saß Anne Rudig den feischen  
Duff ein. Mit ihren hellen Augen  
sah sie all das Schöne dieses Rau-  
mes trotz seiner Schlichtheit, und  
jubilend dachte sie: „Das ist mein  
Heim — meine Welt.“

Ein warmer Blick traf dabei Hans  
Rudigs Kinder, die leise heringekom-  
men waren, nun alle drei in einem  
Winkel standen, sich stießen und wis-  
perten.

„Kommt doch, kommt doch nur  
her!“ rief Anne, tief auf sie zu und  
lächelte sie. Gern hätte sie in den Zü-  
gen der Kinder gelesen, doch in den  
Winkeln lagen schon tiefe Schatten,  
der Sonnenschein war verschwunden.  
Mit ihm ging Rudigs großer, herrlich-  
er Feiertag zu Ende — der Werk-  
tag wartete auf sie.

Und sie arbeitete. Mit gutem Wil-  
len mühte sie sich Tag für Tag bis

zum Abend. Ihre jungen Hände  
sahen die Bügel des Haushalts mit  
festem Griff.

Hans Rudig hatte gut gewöhnt.  
Nur an die Jugend seines Weibes  
hatte er dabei nicht gedacht. An das  
Unmögliche nicht, daß Anne in ihrer  
Unerfahrenheit seinen Kindern Mut-  
ter sein könnte, eine gültige, strenge  
Mutter seinen großen drei Jungen.  
Sorglos ließ er sie sein kostbares  
Feld bebauen. Und sie mühte sich heiß  
damit.

Es war aber nur wenig, was die  
Kinder ihr an Liebe und Vertrauen  
entgegenbrachten. Erfolglos bat und  
kämpfte sie darum in hartem Ringen.  
Als die langen Winterabende be-  
gannen, schien es, als täme sie um  
wenige Schritte weiter.

Es war da so warm und traulich  
in der kleinen Wohnstube, die Anne  
Rudig eingerichtet hatte, als der  
Wind die Kälte in die Diele trug.  
Das Lampenlicht zauberte dann Sil-  
bertrauen auf die zinnernen Teller  
und Schüsseln, die auf der Tafelung  
standen, die große Stuhnduhr mit der  
leuchtenden Sonne als Uhrschiff gab ihr  
gemüthliches Vorkind zu, und Hans  
Rudigs Söhne sahen friedlich neben  
ihrer jungen Mutter und arbeiteten  
für die Schule. Nur Peterle, mit sei-  
nen sechs Jahren, der jüngste von den  
dreien, stand unschlüssig und lang-  
weilige sich.

Und Anne Rudig spielte mit ihm.  
Was sie sich für Mühe dabei gab!  
Sie formte ihm aus Papier große  
und kleine Schiffechen und winzige  
Büchlein. Oder sie holte die Brau-  
steine herbei und zauberte mit ge-  
schickten Händen ein kleines Kunst-  
werk, das gerade so ausfas wie Va-  
ters Haus. Peterle durfte dann mit  
seinen kleinen Fingern zur winzigen  
Tafel herinleiten, oder durch die  
Fensterchen sehen, die nur so groß  
waren wie ein Thaler. Still und  
stumm und andächtig konnte er da-  
sehen und schauen, bis — die Brüder  
die Bücher zuklappen und die Hefte  
in ihrer Mappe verschwinden. Dann  
war Mutter's Spiel ohne Reiz —  
achtlos blieben die Schiffechen lie-  
gen — und Peterle schlich den Gro-  
ßen nach — zur Thür hinaus.

Anne Rudig war allein. Wer war  
da und gab ihr den Schlüssel zu dem  
ihr fremden Reich der Kinder? —  
Allmählich wurde sie müde, erfolg-  
los um die Liebe der Stiefkinder zu  
werden. Wenn sie älter gewesen wäre,  
hätte sie vielleicht still und leicht mit  
lächelnder Geduld den kindlichen  
Tropf besigt; eine gültige Herrscherin  
wäre sie gewesen. Ihre ungeliebte Jugend  
aber suchte rasches Ziel. Die Geduld  
hielt nicht Stand. Und Anne Rudig  
hatte nur Bitterkeit im Herzen.

Dabei peinigte sie der Gedanke, ihr  
Mann könnte sehen, wie fremd sie  
noch seinen Kindern war. Er könnte  
offnen, daß sie den Muth und die  
Kraft nicht hatte, das Amt auszufül-  
len, das ihr zugehörte — daß die  
Freude ihr dabei fehlte. Dies ängst-  
liche und quälte sie.

Dieser Gedanke nahm ihr den  
Schlaf und machte ihr Wesen un-  
wahr und gedrückt. Es war die  
ärmste Zeit in Anne Rudigs Leben.  
Und ihr Mann? Gültig ging er an  
ihrer Seite. Sie gab sich Mühe, froh  
bei ihm zu sein. Er ahnte gar nicht  
doch seine Kinder das Glück wegzu-  
gen, das er ihr gab, daß sie — die  
Junge, Unerfahrene — allein den  
weiten Weg nicht gehen konnte.

Als der Frühling kam, wurde es  
Anne Rudig leichter, das, was sie  
bedrückte, vor ihrem Manne zu ver-  
bergen. Peterle war nun auch schul-  
pflichtig geworden. Täglich ging er  
mit seinen Brüdern zur Schule, und  
wenn die drei dann heimkamen, gab es  
im Garten und Hof so herrliche  
Schlafplätze, wo Mutter's Auge sie  
nicht erreichte.

Anne Rudig war einsamer denn je.  
Doch sie war froh darum. Eine  
große Müdigkeit kam oft über sie, der  
sie gerne nachgab.

Sie sah schlecht aus. Um so viel  
älter war sie geworden seit ihrem  
großen, sonnenumstrahlten Feiertag!  
Und doch lag dieser noch gar nicht so  
weit.

Ihr Mann hielt nun selbst die Kin-  
der von ihr fern. Er war in Sorge  
um sie und wollte, daß sie sich schone.  
Sie war ihm dafür dankbar. Die  
große, feilsche Spannung in ihr ließ  
nach, sie gab sich wieder natürlicher  
und freier.

Als wegen Peterle von der Schule  
Klagen einliefen, nahm sie sich vor,  
seinem kleinen, schwachen Geist nach-  
zuhelfen. Gewissenhaft nahm sie den  
Züngsten täglich zu sich in ihr Zim-  
mer, lehrte ihn die Zahlen und führte  
ihm beim Schreiben die ungelenten  
Finger. Es war keine leichte Arbeit,  
doch krönte ein kleiner Erfolg ihr wo-  
chenlanges Mühen.

Anne Rudig war sehr stolz darauf.

Es war aber ein großer, unschuldiger  
Stolz, der nur kommt, wenn man  
jung ist; der nicht schadet, der viel-  
leicht Anna Rudig mit der Zeit das  
gebracht hätte, was plötzlich ein gro-  
ßer Sturm wie ein Wunder zu ihr  
trug...

Als sie Peterle wieder einmal zum  
Unterricht haben wollte, war es ge-  
kommen.

Sie fand ihn mit seinen Brüdern  
im Garten, und alle drei hatten rothe  
Köpfe und verbargen schnell etwas  
vor ihr. Das Etwas aber fiel auf den  
Boden, und Anne Rudig hob es auf.

Es war ein weißer Zettel, der sicher  
für sie bestimmt gewesen, zur unrech-  
ten Zeit aber in ihre Hände fiel —  
„Keines kann dich leiden“ — stand  
darauf, und dann folgte die Unter-  
schrift der drei Großen. Und ganz  
unten stand Peterles Namen — schön  
und deutlich — wie sie es ihm mit  
unendlicher Mühe beigebracht hatte.  
Groß und ernst und feierlich reichte  
sie ein Buchstabe an den andern.

Anne Rudig sprach kein Wort.  
Ganz still und müde ging sie in ihr  
Zimmer. Wie geschlagen kam sie sich  
vor — so namenlos gedemüthigt.

Die Tage ihrer Ehe zogen an ihrem  
Geiste vorbei. Wie sie damals hier  
Eingang hielt, mit ihrem guten Wol-  
len und doch der uneingestandenem  
Scheu im Herzen vor den noch frem-  
den Kindern. Wie sie dann ihres  
Mannes wegen dagegen kämpfte und  
Glück bringen wollte und dabei —  
ihr selbst kaum bewußt — die Spu-  
ren einer andern zu verwischen suchte,  
die vorher in Frieden und Glück die-  
sen Weg geschnitten.

Als wenn dies möglich wäre,  
Als wenn nicht ein ewiges Klingen  
nachhören würde!

Da Anne Rudig so klein und ge-  
demüthigt war, hörte sie zum ersten  
Mal dies Klingen. Ganz leise drang  
es zu ihr — und ihre Bitterkeit  
schwand.

Bei all dem Unverstand und kind-  
lichem Trotz sah sie nur noch die  
Liebe, die Mutter und Kind verbind-  
et — die kein Sterben trennt — die  
währen wird, so lange Menschen  
athmen.

Mit zitternder Scheu stand Anne  
Rudig.  
Ihr — der Gesegneten — kam dies  
Erlernen wie eine heilige Boiskraft.  
Und ein ruhiges Freuen kam über sie.  
„Sie trat an's Fenster. Unten im  
Garten führten drei kleine Sünder  
mitkommen. Sie liefen davon, als sie  
Mutter sahen. Nur einer blieb stehen  
und sentte den Flachsopf. Viele  
Thänen liefen über das kleine Ge-  
sicht.“

Anne Rudig bog sich tief hinab zu  
ihm. Ein Jauchzen lag in ihrer  
Stimme:  
„Komm zu mir, Peterle!“

## Unverhofft kommt oft.

Humoreske von Hugo Marokke.

Der Begriff „Manichäer“ hatte für  
den Leutnant Emil Leonarz einen  
recht bitteren Beigeschmack. Er hatte  
stolz gelebt, der junge, lustige Offizier,  
dabei aber seine Ausgaben mit den  
Einkünften nicht im Gleichgewicht zu  
erhalten vermocht. So war er denn  
ganz allmählich jener Kategorie hilf-  
samer Menschen in die Hände gefal-  
len, für welche die Studenten obener-  
wähnte Bezeichnung acceptirt haben.

Zwischen dem Leutnant Leonarz  
und seinen zahlreichen Gläubigern  
entstand ein Kampf der Verzwei-  
fung. Der hart bestürmte  
Schuldner hatte seine Bedränger in  
verschiedene Klassen eingetheilt.

Sobald ein Gläubiger der ersten  
Klasse erschien, hielt sich der Burche  
des Leutnants, der Grenadier Paniel  
Wrublewski, respektvoll im Hinter-  
grund. Nur ein gelegentliches, mehr  
oder minder lautes Hüpfeln zeigte dem  
Besucher an, daß dort hinten ein Fak-  
tor vorhanden sei, mit dem man auch  
rechnen müsse. Diese Klasse nannte  
Leonarz seine „anfändigen“ Gläubi-  
ger.

Eine andere Taktik wurde bereits  
bei der zweiten Klasse in Anwendung  
gebracht. Auf einen gewissen, instru-  
ierenden Blick seines Gebieters um-  
treifte die herkulische Figur des Polen  
in tonzentrischen Kreisen mit langsam  
aber stetig sich verkürzenden Radius  
den Vertreter der viel schlechter ange-  
schriebenen Klasse, drohende Blige  
schossen von Zeit zu Zeit aus den klei-  
nen, funkelnden Augen des Sarmaten  
auf den ungebildigen Gast, und in be-  
stimmten Zwischenräumen belam ber-  
selbe ein paar Fäufle zu sehen, bei  
derer Anblick ihn ein kalter Schauer  
überlaufen mußte.

Schlecht erging es zumeist den Ver-  
tretern der dritten Klasse. Auf einen  
verlorenen Wint seines Herrn padte  
Grenadier Paniel Wrublewski den fre-

chen Eindringling beim Kragen und  
warf ihn ohne viele Umstände zum  
Tempel hinaus.

Allmählich schärfte sich Wrublew-  
ski's Blick derart, daß er sofort erkann-  
te, welche Klasse er vor sich habe und  
welches Verfahren einzuschlagen sei.  
Sein Herr brauchte ihm hinfür nicht  
mehr mit Blicken und Gebärden zu  
Hilfe zu kommen.

Leutnant Emil Leonarz aber hatte  
in letzter Zeit seine gute Laune verlo-  
ren. Er sah seine Schulden zu einem  
Meere anwachsen, welches ihn schließ-  
lich verschlingen mußte. Abschied —  
Amerika! — Diese Worte stiegen wie  
drohende Gespenster vor seinen geisti-  
gen Augen auf, verfolgten ihn bis in  
seine Träume. Gab es denn keinen  
Ausweg, keine Rettung?

Da wohnte allerdings ein reicher  
Verwandter, der alte Onkel Steinberg,  
in der Garnison. Allein bei dem Na-  
men „Steinberg“ stiegen so allerlei  
Erinnerungen aus der Jugendzeit in  
dem Herrn Leutnant auf. Als seine  
Eltern noch lebte, war Onkel Stein-  
berg ein häufiger Gast in dem  
Leonarzschen Hause gewesen. Dann  
hatte der junge Emil den alten Herrn  
stets mit besonderer Vorliebe geärgert  
— ihr zur Zielscheibe zahlloser schlech-  
ter Streiche gemacht.

Onkel Steinberg hatte des Neffen  
Angriffe auf seine Person stets mit  
großer Ruhe hingenommen. Er ge-  
brauchte immer den nämlichen Satz,  
welcher sich deshalb um so unauslösch-  
licher in des Knaben Gedächtniß ein-  
gegraben hatte. „Aus dir wird auch  
einmal ein rechter Taugenichts, mein  
lieber Junge!“ pflegte der Onkel ruhi-  
gen, aber sehr bestimmten Tones zu  
sagen.

Ja, wenn er jetzt von des Neffen  
Noth erführe! Wie mußte da der Alte  
triumphieren, daß seine Prophezeiun-  
gen so prompt eingetroffen!

Er sah in Steinbergs Gesicht die  
Schadenfreude. „Siehst du, mein lie-  
ber Junge! Solch Ende mußte es mit dir  
natürlich nehmen.“

Nein, nein, — bei Onkel Stein-  
berg war jeder Versuch einer Anleihe  
aussichtslos von vornherein — am  
besten, wenn derselbe von seiner Be-  
drängniß gar nichts erfuhr.

Um dieselbe Zeit finden wir den al-  
ten Rentier Steinberg in seiner Be-  
hausung in angelegentlichem Gespräch  
mit einem anderen älteren Herrn.

„Also man spricht in der Stadt von  
den Schulden meines Neffen?“

Stadtrath Struwe nickte mit dem  
Kopfe. „Jawohl. Ich weiß zwar  
nichts Bestimmtes, aber man sagte  
mir, Ihr Neffe stehe bei uneren be-  
richtigsten Wucherern ziemlich tief in  
der Kreide. Ich habe den munteren,  
lustigen Emil immer sehr gut leiden  
können. Sehe ihn noch, den mutigen  
Knaben, wie er mit Gefahr des eigenen  
Lebens das Töchterchen des Tagelöh-  
ners aus dem Wasser rettete. Er mag  
ja manchmal auch ein bißchen unartig  
gewesen sein — der wilde Junge —  
aber ein guter Kern steckt sicherlich in  
ihm. Und darum dachte ich, es wäre  
vielleicht auf, den Onkel Steinberg von  
den Gerüchten in Kenntniß zu setzen.“

Der Sprecher hatte sich erhoben und  
schickte sich zum Fortgehen an.

Steinberg begleitete ihn bis zur  
Thür. „Ich danke Ihnen, mein lieber  
Herr Struwe; werde mir die Sache  
überlegen.“

Nun war Onkel Steinberg allein in  
seinem Zimmer und durchmach das-  
selbe mit großen Schritten. Ja, ein  
Thunichtgut war der Emil ihm gegen-  
über immer gewesen — aber — aber  
es war nun doch einmal sein einziger  
Verwandter auf dieser Welt. Und er  
konnte seine Reichthümer ja doch nicht  
hinübernehmen in jenes Reich, welches  
kein Sterbliches Auge er-  
schaut... Onkel Steinberg griff nach  
Hut und Stock. „Wir wollen einmal  
sehen!“

Leutnant Leonarz sah in seiner  
Junggefellensstube und brütelte darüber  
nach, wie er seine finanzielle Lage  
freundlicher gestalten könne. Aber er  
kam zu keinem Resultat.

Blühlich wurde sein grüblerisches  
Sinnen durch einen freundlichen Gruß  
unterbrochen.

„Guten Tag, mein lieber Junge!“  
Leonarz fuhr in die Höhe. Wie  
war's keine Täuschung — Onkel  
Steinberg in seiner Wohnung — und  
wie er ihm freundlich zulächelte, und  
die Hand streckte er ihm entgegen!

„Du bist verwundert über diesen  
unerwarteten Besuch, mein lieber  
Junge?“

„Aller-allerdings, Onkel,“ stotterte  
der Neffe. „Ich, ich weiß nicht — ich  
— aber bitte, nimm doch Platz, On-  
kel.“

„Ich will nicht viele Umschweife ma-  
chen, Emil. Man spricht in der  
Stadt so dieses und jenes von dir —

und da wollte ich mich einmal erkundi-  
gen. Du hast Schulden — he?“

Purpurrothe überflammte des jungen  
Offiziers Gesicht.

„Ah — standen die Sachen so? Der  
„Alte hatte Lunte gerochen — und  
nun war er erschienen, um ihm seine  
Schadenfreude zu zeigen — um sich an  
seiner Noth zu weiden. Aber da sollte  
er schon antommen... Nein, den  
Triumph wollte er ihm nicht gönnen  
— er sollte ihm ins Gesicht sagen, daß  
er dieses alles voraus gewußt — daß  
es mit dem Taugenichts ja so bergab  
hätte gehen müssen.“

Leutnant Leonarz hatte seine Kast-  
blütigkeit bereits wieder gewonnen.

„Was du mir da sagst, setzt mich in  
Erstaunen, Onkel! Du hast keine In-  
formationen aus einer schlechten Quelle  
geschöpft!“

„Wie — du hast keine Schulden?  
hm, hm, dann schein ich allerdings  
falsch unterrichtet zu sein. Denn ich  
kann doch nicht annehmen, daß du dich  
deinem einzigen Verwandten gegenüber  
harnüch auf Leugnen legen wirst.  
Also das Wort „Manichäer“ läßt dich  
vollkommen taft?“

„Manichäer — ? — Erlaube, was  
ist denn das eigentlich?“

Onkel Steinberg lehnte sich in seinen  
Sessel zurück. Es trat eine kleine  
Pause ein.

Leonarz triumphierte. „So — die  
Freude hätten wir dem alten Schaden-  
troß einmal gründlich veralzen.“

Onkel Steinberg erhob sich.

„Nun, mein lieber Neffe, es freut  
mich, daß du jenen Menschen nicht in  
die Hände gefallen bist. Dann will ich  
nur wieder gehen.“

In diesem Augenblicke geschah etwas  
Seltsames. Ueber die Schwelle schritt  
eine riesige, vierkörtige Gestalt — ein  
Paar Augen richteten sich mit fürch-  
terlich drohendem Ausdrude auf den Gast  
— und dann avancirte Grenadier  
Paniel Wrublewski, der soeben von ei-  
nem Ausgange heimgekehrt war —  
mit erhobenen Fäufeln direkt auf den  
erschreckten Gast zu.

Dieser kleine, dürre, fahlföpfige  
Mann mit der spitzen Nase und dem  
faltenreichen, bartlosen Gesichte war  
unzweifelhaft ein Angehöriger der  
Klasse drei.

Und in seiner Abwesenheit hatte er  
den armen Herrn Leutnant überfallen  
— aber dafür wollte er nun um so  
energischer einschreiten.

Onkel Steinberg stieß einen Laut  
des Entsetzens aus und stüchtete hinter  
seinen Neffen.

„In aller Welt, Emil, leidet dein  
Bursche an temporärer Zohbucht?“

Leutnant Leonarz hatte sich aus  
seiner Befürzung ob dieses Interme-  
zzo bereits aufgerafft. Schleunigst  
schritt er dem dienstfertigen Paniel ent-  
gegen und zischte ihm ein paar Worte  
ins Ohr: „Esel — es ist ja mein On-  
kel!“

Mit verblüfftem Gesicht witz  
Wrublewski zurück — und dann —  
dann kam das Schrecklichste: „Aber hat  
sich der Herr doch mit Moses Hirsch so  
großes Aehnlichkeit — was hast' ich  
erst gestern „rauserpedirt!“

In der nächsten Sekunde war  
Wrublewski vor dem vernichtenden  
Blick seines Herrn aus dem Zimmer  
entwichen und hatte die Thür leise hin-  
ter sich zugemacht.

Und nun sah er in der Bedienten-  
stube und trugte sich hinterm Ohr.

„D je — o je — hab' ich dich da  
wohl wieder angerichtet Dummheit  
und wollte ich doch machen meines  
Sache so gut! D je — wird das geben  
nachher von Herrn Leutnant wieder  
schönes Krach!“

feines Neffen zu weiden — sondern um  
zu helfen — zu helfen, Wrublewski! des  
„Alte unsere Schulden wird er bezah-  
len!“

Wrublewski schaute bald auf seinen  
Herrn, bald auf den Thaler in der  
Hand. Dann schüttelte er den Kopf.  
„Wie sich kann Mensch irren — sieht er  
doch aus nach — dritter Klasse. — Ja,  
der ja, Lehrer meines in der Schul' haben  
immer gesagt: Unverhofft kommt hier  
oft!“

Auch eine Geistergeschichte.

Der englische Bildhauer Priestley  
in Walsfield sollte in der dortigen  
Kathedrale ein Grabmonument re-  
stauriren, welches an einem bestimm-  
ten Tage, dem Gedächtnistage des  
Todes des Betreffenden, fertig sein zu  
müßte. Die Arbeit war schwieriger als  
als er gedacht, und so kam es, daß er  
noch am letzten Tage bis spät in die  
Nacht hinein arbeitete. In der Vor-  
halle der Kirche, wo sich das Denk-  
mal befand, stand seine Laterne auf  
dem Boden, deren flackerndes Licht,  
wie er bald einsah, nicht genügte. Er  
stellte daher ein zweites, offenes Licht  
dicht neben sich.

Die Glöde hatte eben die Mitter-  
nachtsstunde verkündigt und er hatte  
an der Inschrift nur noch einen  
Buchstaben zu vollenden, als plötzlich  
ein sonderbarer Ton seinen Meißel  
floden ließ. Erdröden blidte Priestley  
um sich. Der Ton hatte am mei-  
sten mit einem leisen, warnenden  
„Si!“ Aehnlichkeit.

Nach einiger Zeit erhobte sich der  
Bildhauer von seinem Erstaunen,  
und da er nichts weiter bemerkte, so  
glaubte er sich getäuscht zu haben.  
zumal da sein Gehör eben nicht das  
schärfste war. Er nahm also seinen  
Meißel wieder zur Hand, aber nach  
wenigen Minuten ließ sich das ge-  
heimnißvolle „Si“ wieder dicht vor  
seinen Ohren vernehmen.

Priestley leuchtete mit der Laterne  
in alle Ecken, um die Ursache dieses  
Geräusches zu ergründen, konnte aber  
nichts finden. Er vermochte sich eines  
gewissen Schoudergeföhls nicht zu  
wehren und nur mit großer Selbst-  
überwindung griff er wieder zum  
Meißel. Noch näher rückte er zu  
brennender Kerze an sich heran.

Raum hatte er wieder mit der Ar-  
beit begonnen, erkönte zum dritten  
Male die unheimliche Warnung.

Jetzt hielt ihn nichts mehr. Ent-  
setzt lief er aus der Kirche und mit  
zitternden Knien erreichte er sein  
Haus und sein Bett. Aber der Schalle  
floß sein Auge. Vergebens fragte er  
seine Frau nach der Ursache seines  
Unruhe. Er konnte es nicht über sich  
gewinnen, ihr sein Abenteuer mitzutei-  
len.

Erst am anderen Morgen, als er  
noch immer ganz verstört, vor dem  
Spiegel trat, um seine schöngepfleg-  
ten Künftlerlocken, auf die er beson-  
ders stolz war, zu ordnen, kam ihm  
die Aufführung über die unheimliche  
mittlernächtlichen Geisterwarnungen  
die eine Seite seines schönen Locken-  
waldes war total verbrannt.

Eine bergisch-plattdeutsche Speise-  
karte.

Die „Köln. Ztg.“ stellt den von ihm  
scharf beurtheilten französischen  
„Menu“ in deutschen Gasthäusern eine  
plattdeutsche Speisekarte als eine  
freundliches Gegenstück zur Seiten-  
Diese Speisekarte lag auf dem Tisch  
des Festmahls, das der neulich ig-  
Walb (Rheinland) abgehaltene 2n.  
Verbandsstag bergischer Dachdecker-  
meister sich nach gethaner Arbeit fest-  
setzte. Die Ueberschrift lautet: „Wen  
ei der Reiden no tu eten gött“, un-  
den heißt es weiter: „Et ischfchen  
Nieschbrüh mit allerlei Getormel-  
can: Gekochten Rindfleisch m.  
Jausen van Buhrenbotter on affe-  
schöden (abgeschütteten) Weppel  
(Erdäpfeln: Kartoffeln). Demmer  
Gefaultene Hertesrebben mit fuhrer  
Kappes on Aepelstüdel. Et vierder  
Aen Brödelchen vom Ohffen m  
Kroppschloft (Kopfsalat) on en Bo-  
ter gebadene Aepelspizzen (Karto-  
felfrüddchen). On op et Sattin: W-  
lerlei tum Anebbeln on Knabbel  
Gefegende Mofstied!“ Bemerten  
werth ist übrigens, daß sich selb-  
dies deutsche Speisekarte nicht  
der französischen Sauce (Jausen bel-  
Ahn-Fisch) hat bewahren können!

Weit schlimmer.

„Warum so niedergeschlagen, lie-  
de Rosa?“

„Ach, dent' Dir nur, meine Ang-  
hörigen wollen mich zwingen, ein  
Mann zu heirathen, den ich noch ga-  
nicht gesehen habe!“

„Ach, ich bitt' Dich, da bist I  
doch viel besser dran als ich; ich  
mühen heirathen, den ich bereits ge-  
hen habe!“